Redaktion und Administration:
Krakau, Sławkowska 29
Telephon 1554.
Abonnements und Inseraten Aufnahme
Krakau, Sławkowska 29 und alle Postämter.

DIE KORRESPONDENZ

ERSCHEINT TÄGLICH.

10 Heller für Krakau.
ABONNEMENT Monatlich mit Zustellung ins Haus resp. mit Feldpostzusendung K 3·20

Nr. 282, 283 Krakau, Sonntag den 2. Mai 1915. II. Jahr.

Zurückdrängung der Russen in Polen.

Niederlage der Montenegriner an der Grenze.

Wien, 2. Mai.

Amtlich wird gemeldet, den 1. Mai, Mittags:

In Polen lebhafter Artilleriekampf, welcher stellenweise auch in der Nacht andauert. **Die russischen Deckungstruppen wurden aus vielen Positionen verdrängt.**

An den Fronten in Westgalizien und in den Karpathen keine Veränderung. Auf die von uns eroberten Anhöhen, zwischen dem Orawa und Oportotale, richtete der Feind auch gestern einigemale starke Angriffe, welche alle unter sehr grossen Verlusten für die Russen abgewiesen worden sind.

Es wurden dabei 500 Mann gefangengenommen.

In Südostgalizien und in der Bukowina zeitweise Artilleriekampf. Südöstlich von Zaleszczyki hat eine unserer Batterien mit ihren Treffern in russischen Munitionsmagazinen Feuer verursacht.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatze sind ausser vereinzelten Artilleriekämpfen in der letzten Zeit keine aussergewöhnlichen Ereignisse eingetreten.

Oestlich von Trebinje sind montenegrinische Kräfte, die sich zu weit vorgeschoben hatten, durch das Feuer unserer Artillerie zerstreut und ihre Schutzhütten zerstört worden.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes v. **Höfer** FML.

Angriffsversuch der Russen in den Waldkarpathen.

— 1. Mai.

Auch in der vergangenen Nacht versuchten die Russen Vorstösse im Opor- und Orawatale, wurden jedoch abgewiesen. Da im Gebiete des Karpathenkorps Hoffmann der Vormarsch unserer Truppen gegen die galizische Ebene am weitesten vorgedrungen ist, wiederholen die Russen ständig ihre Gegenoffensive, die jedoch immer wieder misslingt. An der übrigen Front herrscht Ruhe.

Die Offensive in Bessarabien.

Berlin, 2. Mai.

Die „Voss. Ztg." meldet aus Bukarest: Nach Meldungen aus Czernowitz hat die österreichische Offensive in Bessarabien in verstärktem Masse wieder eingesetzt. Die Kämpfe spielen sich unmittelbar an der rumänischen Grenze ab. Die Oesterreicher rücken langsam an der Eisenbahnlinie nach Mamalyga vor. Der Pruth führt Hochwasser und ist an verschiedenen Stellen über seine Ufer getreten. Das Sumfsgebiet erschwert die Operationen sehr stark.

Nach weiteren Meldungen scheint man sich russischerseits auf die Belagerung der Festung Chotin vorzubereiten. Grosse Mengen Artilleriemunition und Proviant werden in aller Eile von den Russen in die Festung gebracht. Die auf rumänisches Gebiet geratenen und hier entwaffneten russischen Truppen behaupten, dass die Oesterreicher sich in numerischer Ueberlegenheit befunden hätten. Die Russen leiden, nach den Aussagen der Gefangenen, enorm an Munitionsmangel, und zwar sowohl die Artillerie wie die Infanterie. Die entwaffneten Russen befinden sich mit wenigen Ausnahmen sowohl moralisch wie physisch in sehr schlechtem Zustande.

Gefangennahme eines russischen Fliegers.

Eperjes, 2 Mai.

Gestern wurde in der Nähe von Kurima ein russisches Flugzeug vom Bleriot-Typ zur Landung gezwungen und der Offiziersflieger gefangengenommen.

Epidemien in den vom Feinde besetzten Gebieten Galiziens.

Berlin, 2. Mai.

Die „Nationalzeitung" meldet von der russischen Grenze: In Lemberg sowie in anderen Gegenden Galiziens w ten Epidemien, die bereits bedeutende Opfer gefordert haben. In Lemberg und in anderen grösseren St dten sind deshalb Sanitätskommisien gebildet worden, die sich mit der Bekämpfung der gef hrlichen Seuchen befassen sollen.

In den letzten Tagen sind in Galizien die Bahnlinien für den privaten Reiseverkehr g spert worden, da umfangreiche Truppenverschiebungen notwendig geworden sind.

Verteilung revolutionärer Flugschriften in Paris.

Berlin, 2 Mai.

Wie nach dem „Localanzeiger" ein Mitarbeiter des „Echo de Paris" erzählt, wurde ihm ein in Maschinschrift hergestelltes und mit handschriftlicher, aber unleserlicher Unterschrift versehenes Schriftstück ins Haus gestellt, das unter der Ueberschrift: „Franzosen, man betrügt Euch:" heftig gegen den Generalstab und die Regierung zu Felde zieht und sie beschuldigt, dass sie dem Volk über den Stand der Dinge nur Unwahrheiten vorsetzen. Die Wahrheit sei, dass die „Boches" die Oberhand hätten und behalten würden, Frankreich aber, zur Defensive gezwungen, seine letzten Männer hinopfere. Der Schluss des Schriftstückes lautet: „Daher Frieden, und zwar sofort — sonst wenn nötig, los auf die Barikaden!" Gleichzeitig ging heute dem Mitarbeiter des „Echo de Paris" ein erläuternder Brief zu, der ihm mitteilte, dass 10.000 solcher Schriftstücke in Paris verteilt worden seien und jeden T g weitere verteilt werden würden, „denn die Komödie habe nun lange genug gedauert".

Um Oesterreichs Zukunft.

In einer fesselnden Darstellung, welche die grossen Leistungen der österreichisch-ungarischen Heere am Beginne des Krieges erst ins rechte Licht rückt, hat das Kriegspressequartier in den letzten Tagen einigermassen den Schleier über die militärischen Operationen in den Augusttagen des Vorjahres gelüftet, aus der mit aller wünschenswerten Klarheit hervorgeht, dass die Hauptaufgabe dem stärksten und angriffsbereitesten Gegner gegenüber in der schwierigsten Zeit der ersten Kriegswochen, als die Macht Russlands noch ungebrochen und nach Schlesien einfallsbereit war, dem österreichischen Nordheere zugefallen war. Vom ersten Augenblicke an waren für die Entschliessungen unserer Heeresleitung einzig und allein die gemeinsamen Ziele massgebend, welche die beiden verbündeten Kaiserreiche in der erfolgreichen Abwehr des Überfalles übermächtiger Feinde vor Augen hatten. Überblickt man die nun bekannt gewordenen Tatsachen, die durch die Darlegungen des Grafen Tisza im ungarischen Abgeordnetenhause in erfreulicher Weise ergänzt wurden, so muss sich auch dem Kleinmütigsten mit zwingender Logik die Erkenntnis der ungeheuren Kraftleistungen aufdrängen, die Osterreich-Ungarn in den neun Kriegsmonaten vollbracht hat. Dass die alte Habsburger Monarchie sich diesen ungeheuren Anforderungen gewachsen zeigte, hat erst überrascht, ist aber nunmehr bereits Gemeingut der ganzen Öffentlichkeit geworden. So schreibt Chefredakteur Dr. Karl Zacherl, einer der bedeutendsten jüngeren Journalisten Bayerns, im „Rheinischen Volksblatt":

Wenn je ein Krieg in der Weltgeschichte gerecht war, dann der, den Österreich nach Jahren unerschöpflicher Geduld gegen den frevelhaften südlichen Nachbarn begonnen. Wenn jemals ein Fürst in seinem Kriegsmanifest Gott zum Zeugen für sein Recht anrufen durfte, so das Kriegsmanifest des greisen Hauptes der Habsburger. Es ist heute längst aller Welt klar, dass die feige Mordtat von Serajevo, welcher Erzherzog Franz Ferdinand zum Opfer fiel, nicht dem zufälligen Einfall betörter Buben aufs Konto zu setzen ist, sondern dass ihre Wurzeln vielmehr auf eine weitverzweigte Verschwörer-Organisation zurückzuführen sind, die in serbischen Regierungskreisen ihr Haupt sah, und dass der Plan zur Mordtat in einer geistig-politischen Atmosphäre reifte, die den Meuchelmord zum politischen Instrument erhoben hatte. Es sollte im Thronfolger der gehasste Träger der gefürchteten grossösterreichischen Idee getroffen werden.

Österreichs historische Mission ist es, der abendländischer Kultur ein starker Grenzwächter zu sein und sie nach dem Osten fortzutragen, **das leitende Kulturelement des südöstlichen Europa zu verkörpern.** Die Habsburger Monarchie will gegen den Osten und seine jungen Völker nicht eine Talsperre sein, sondern ein Tor; sie hat nicht nur die Aufgabe, abzuwehren, sondern auch einzulassen. Ihr Beruf ist es, den nahen Orient für das geistige und wirtschaftliche Leben des Westens zu gewinnen. Und gerade weil die Monarchie an ihren Südostgrenzen Ver-

wandte der Balkanvölker selbst besitzt, wird ihr Beruf, den Balkan an den Westen und an die katholisch-abendländische Kultur heranzuziehen, durch die Natur des Donaukaiserstaates selbst unterstützt. Gegen die Entfaltung dieser historischen Mission lehnte sich der moskowitische Riese an der Nordgrenze ungeschlacht auf, um mit Zyklopenfäusten zu zertrümmern, was vielhundertjährige Kulturarbeit auf habsburgischer Scholle gepflegt und gebaut hat. Russland hatte die Hypnose der allslavischen Idee erfunden, hatte den sogenannten Panslavismus geschaffen, der, auf eine Täuschung der Slaven berechnet, die Maske für den Panrussismus bildete und den ungeheurlichen Versuch unternahm, alle slavischen Völkerschaften zu einem einheitlichen slavischen Volke umzumodeln: Eine politische Ausbeutung des Rassengefühls, die nicht anders zu bewerten ist, als wenn es etwa dem deutschen Kaiser einfiele, aus gleichen Gründen staatliche Hoheitsrechte und ein Protektorat über alle Stämme der germanischen Völkerfamilie — Holländer, Dänen, selbst Engländer usw. — fordern zu wollen. Dass Russland dabei die unter seine Herrschaft geratenen nichtrussischen slavischen Stämme auf das grausamste national entrechtete, konnte merkwürdiger Weise nicht hindern, dass dieser als Panslavismus vermummte Panrussismus vornehmlich unter den Balkanslaven Anhänger fand, die sich gegen Österreich-Ungarn mobilisieren liessen. Ungemessene Ansprüche erhob das Petersburger Kabinett aus diesem angemassten Titel des slavischen Protektorats, und namentlich dadurch, dass es die Idee eines „Grossserbien“ nährte, dass den wesentlichen Teil der südslavischen Gebiete der Donaumonarchie verschlucken sollte, suchte es die internationale und innerstaatliche Stellung Österreichs zu unterminieren. Mit unendlicher Langmut hatte Österreich all diese gegen seinen Bestand gerichteten Herausforderungen ertragen, die jede andere Grossmacht mit der Schärfe des Schwertes geahndet hätte. Als es sich aber endlich gegen diese Umtriebe aufraffte, da entfesselte es den ganzen Hass des Panrussismus, der schliesslich durch das Verbrechen von Serajevo das Mass der Duldung erschöpfte und es an die staatsmännische und vaterländische Pflicht mahnte, an seinen Grenzen ein Mördernest auszuheben, dass den offenen Aufruhr in sein Gebiet trug.

Und siehe da: Das Antlitz Oesterreichs, das noch vor kurzem tiefe, entstellende Risse und Falten gezeigt hatte, glänzt nunmehr in jugendlicher zielbewusster Spannung. Was lauernde Neider und Feinde für ein morsches Gebäude gehalten hatten, was heimtückische Gegner als ein dem sicheren Untergang geweihtes Staatsgebilde erklärt hatten, das hat sich plötzlich als imposanter und durch keine feindliche Gewalt zur zerstörender Bau erwiesen. Jetzt spüren sie schon längst Oesterreichs kräftige Hiebe, die nicht von alten und lahmen Händen ausgeteilt werden, und müssen daran glauben, das der Geist Prinz Eugens, des Erstürmers von Belgrad, noch lebendig ist. Die Serben, diese grössenwahnwitzigen Kriegsbrandstifter, erfahren jetzt an sich das Wort der alten Fritz: „Nur die Adler und die Wanzen gelangen bis zur Spitze der höchsten Pyramide: aber wegen dieser Gemeinsamkeit sind die Wanzen dennoch keine Adler!“ Und auch die russischen Helfershelfer der Meuchelmörder müssen unter den kraftvollen Schlägen der Oesterreicher die Wahrnehmung machen, dass die moskowitischen Bäumen nicht in den Himmel wachsen. Es umschliesst alle in Oesterreich vorhandenen Kräfte ein gemeinsames Band der heissesten Liebe zum Vaterland, und mächtig und unüberwindbar steht der altehrwürdige Bau des Donau-Kaiserstaates da. Ohne Zwang tun sie alle mit, die in Oesterreichs herrlichen Gauen wohnen, vereint und geeint ist das mächtige Reich und des Kaisers Wahlspruch hat sich erfüllt; „Viribus unitis!“ Der Krieg hat damit keine neuen Tatsachen gezeitigt, aber er hat den Schleier von der Wahrheit gezogen. Auch vor dem Kriege wussten schon viele, dass alle wütenden innerpolitischen Kämpfe nur unwichtige Oberflächenerscheinungen waren, dass aber unter dieser wildbewegten Oberfläche das wahre tausendjährige Oesterreich in zukunftssicherer Unerschütterlichkeit nur unwillig wartete, sich zu bewähren. Aber diese siegesgewissen Oesterreicher wurden von den geschäftigen Berufspolitikern als Utopisten belächelt, und die Feinde ringsum hielten sich mit Wonne an das äussere Bild, das ihnen das arme Oesterreich bot, an den Kampf aller gegen alle. In den Zukunftsromanen, die im letzten Jahrzehnt vorwiegend in Frankreich so üppig gediehen, spielte der „Zerfall Oesterreichs“ eine gewichtige Rolle. Am Tage der Mobilisierung hätte nach diesen Phantasieprodukten im Norden, Süden und Osten der Monarchie die Revolution hoch auflodern müssen. Aber die Herrschaften haben sich gründlich verrechnet. Der Kriegsausbruch hat das **tiefwurzelnde Reichsbewusstsein aller unter Habsburgs Szepter vereinigten Stämme** glorreich enthüllt. Der österreichische Einheitsgedanke, das einheitliche Staatsgefühl hat in einem Augenblick die Giftschlange des Nationalitätenhaders totgeschlagen, und stolz fliegt der Doppelaar die Lüfte.

Diese Wendung ist für uns Deutsche um so erfreulicher, als **die Sache Oesterreichs ja unsere eigene Sache ist.** „Tua res agitur“, heisst es hier. Österreichs Zukunft liegt in der praktischen Nationalitätenpolitik. Es gibt für des naturgemäss keine andere Aufgabe, als nationale Friedenspolitik zu machen und das völkische Ziel zu fördern: Raum zu schaffen für jeden einzelnen Volksstamm, damit er sich ausleben in der Breite der Jahrhunderte.

Wird das alte Ideal eines zentralistischen Einheitsstaates mit der modernen Idee der nationalen Autonomie glücklich verschmolzen, wie es dem polyethnischen und polyglotten Charakter des Reiches am besten entspricht, und finden sich die unter dem ruhmreichen Szepter Habsburgs wohnenden Völker in der grossösterreichischen Gesamtsstaatsidee zusammen, dann wird das bekannte Dichterwort neue Geltung und verjüngten Gehalt bekommen:

„Der Oesterreicher hat ein Vaterland!
Und liebt's — und hat auch Ursach,
es zu lieben!“

Grosse deutsche Erfolge bei Szawla.

Das Artilleriebombardement von Dünkirchen. 3 Aeroplane abgeschossen.

Berlin, 2. Mai.

Das Wolffbureau meldet:

Grosses Hauptquartier, den 1. Mai 1915.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Der Kampf bei Szawla hat für uns einen günstigen Verlauf genommen. Nach schweren Verlusten flüchteten die Russen, in dem sie vorher Szawla an vier Stellen in Brand setzten. Die Russen flüchteten in der Richtung nach Mitau. Die Verfolgung dauert weiter an.

An Gefangenen nahmen wir bis jetzt gegen 1000 Russen, ausserdem fielen 10 Maschinengewehre in unsere Hände, eine grosse Menge Bagage, Munitionstrains und besonders viel Munition.

Feindliche Angriffe bei Kalwarya und südwestlich davon, wurden abgewiesen, nachdem dem Feinde grosse Verluste beigebracht worden waren, wobei **wieder 350 Russen gefangen wurden.**

Dagegen gelang es den Russen südwestlich von Augustow in der Nacht, eine deutsche Kompagnie, die sich an der Spitze befand, zur überraschen und ihr schwere Verluste beizubringen.

Oestlich von Plozk und auf dem südlichen Ufer der Pilica wurden schwache russische Angriffe abgewiesen.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Die westlichen Kämpfe, welche gestern auf dem westlichen Kanalufer, nordwestlich von Ypern, gemeldet wurden, endeten mit einer sehr verlustreichen Niederlage des Feindes. Oestlich vom Kanal, nördlich von Ypern, griff der Feind einigemale erfolglos an.

Die Festung Dünkirchen halten wir weiter unter Artilleriefeuer.

Zwischen Maas und Mosel kam es nur in der Gegend von Ailly-Apremont zu Infanterieangriffen. Alle französischen Angriffe brachen unter schweren Verlusten zusammen.

Am 29. April bewarfen wir Reims mit mehreren Granaten, als Antwort auf die Beschiessung der hinter unser Front gelegenen Orte. Da der Feind sehr gut die Bedeutung unseres diesbezüglichen Vorgehens kennt, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, Reims vor der Beschiessung zu bewahren.

Der Feind verlor gestern wieder 3 Aeroplane. Ein englischer Aeroplan wurde südwestlich Thielt abgeschossen, der zweite Apparat wurde zum Landen gezwungen und durch Schüsse bei Vildje, nordöstlich von Ypern, vernichtet; der dritte Apparat wurde aus der Mitte der feindlichen Flieger bei Niedersulzbach im Elsass zur Landung gezwungen.

Oberste Heeresleitung.

Geheimnisvolle Vorgänge in der russischen Ostseeflotte.

Gerüchte über eine Meuterei in Kronstadt.

Berlin, 2 Mai.

Die „Nationalzeitung“ meldet von der russischen Grenze: In Petersburg spricht man viel von geheimnisvollen Unfällen, die sich in den letzten Tagen in der russischen Ostseeflotte zugetragen haben. Nach diesen Berichten sollen auf zwei Panzerkreuzern geheimnisvolle Kesselexplosionen stattgefunden haben. Dabei ist eine Anzahl von Offizieren und Mannschaften ums Leben gekommen. Obwohl sofort Untersuchungen eingeleitet wurden, konnte nicht festgestellt werden, was die Ursache dieser Kesselexplosionen war. Man spricht von Meutereien von Matrosen, die den Maschinenanlagen der beiden Schiffe Schäden zugefügt haben, aber auch von einem geheimnisvollen nächtlichen Abenteuer auf der Reede von Kronstadt. Die russischen Behörden hüllen sich naturgemäss über alle diese Vorgänge in Stillschweigen, es ist aber Tatsache, dass in der letzten Zeit einige Marineoffiziere und einige Mannschaften der russischen Ostseeflotte als tot bezeichnet wurden, obwohl keine Kämpfe stattgefunden haben.

Ermordung des Pekinger deutschen Militärattachés.

Mailand, 2 Mai.

Die „Times“ melden:

Wir haben Grund zur Annahme, dass der deutsche Militärattaché Pappenheim, samt seinem Gefolge in der Mandschurei ermordet worden ist. Kapitän Pappenheim hatte den Plan, die Brücke der grossen sibirischen Eisenbahn in die Luft zu sprengen. Der chinesischen Regierung hatte er mitgeteilt, dass er eine wissenschaftliche Expedition ausgerüstet habe. Die letzte

von der Pappenheimischen Expedition eingelaufene Nachricht lautete, dass sie sich auf dem Wege nach Zizikar befinde.

Die Vernichtung des „Leon Gambetta".

Berlin, 2 Mai.

Das „Berliner Tagblatt" meldet, dass die Nachricht über den Verlust des Kreuzers, „Leon Gambetta" mit dem grössten Teile der Besatzung, in Paris unsomehr Empörung hervorgerufen, als die Zensur einen Tag früher erlaubt hat mitzuteilen, dass sich der Kreuzer auf der Wasseroberfläche halte.

Paris, 2 Mai.

Die Presse erklärt, dass der Untergang des Kreuzers „Gambetta" für die französische Marine ein schwerer Verlust sei.

Die Wirkung des Bombardements von Dünkirchen.

Berlin, 26. April.

Der „Lokal Anzeiger" meldet aus Genf: Der Kundschafterflug zweier deutscher Flieger konstatierte, dass die Schäden in Dünkirchen, die durch die deutsche Artillerie verursacht wurden, sehr bedeutend sind. Im Hafen und in der Nachbarschaft hat die Bombardierung grosse Verherungen angerichtet.

Die Zahl der Toten und Verwundeten überschreitet 100. Die Züge aus Dünkirchen nach Paris sind überfüllt.

Englische Trupensendungen nach dem Kontinent.

Berlin, 2. Mai.

Der „Manchester Guardian" veröffentlicht einen Abschiedsbrief des englischen Brigadegenerals Westroop, aus dem sich ergibt, dass die Einstellung der Schiffahrt zwischen England und den Niederlanden wohl tatsächlich mit neuen englischen Truppentransporten nach dem Festland zusammenhängt. In dem Briefe heisst es, dass allein aus Manchester 24 Bataillone in einer Stärke von 38.000 Mann zur Front abgegangen sind.

Englische Verluste.

London, 2. Mai.

Das Reuterbureau veröffentlicht die 13. Liste der verwundeten Offiziere des Expeditionskorps auf dem Mittelmeere. Die Liste enthält auch die Liste zweier Generalmajore, von denen einer an den erlittenen Wunden gestorben ist.

Der Bericht Frenchs.

London, 2. Mai.

Reutermeldung:

General French meldet: Die Lage an unserer Front ist unverändert. Im Yperntale findet starker Artilleriekampf statt. Die Franzosen unterstützten unsere Artillerie und haben an unserem linken Flügel an Terrain gewonnen. Ein deutscher Flieger wurde bei Ypern durch die schwere Artillerie herabgeschossen.

Die Verluste der Verbündeten bei Ypern.

Berlin, 2. Mai.

Die „Politiken" meldet aus Dünkirchen, die Verluste der Alliierten bei Ypern seien fürchterlich. Die Verwundeten müssten grösstenteils liegen bleiben, da die Lazarettzüge und das Personal nicht ausreichten. Allein im Wald von Oostovletteren lagen 1500 französische und belgische Verwundete, die noch nicht abtransportiert werden konnten.

Befürchtungen der Engländer für Calais.

Berlin, 2. Mai.

Aus London wird gemeldet: In der englischen Presse haben die deutschen Erfolge in Flandern grosse Beunruhigung hervorgerufen. Die Blätter weisen darauf hin, dass man die Deutschen nicht unterschätzen dürfe. Die Möglichkeit eines weiteren Vordringens der Deutschen sei nicht ausgeschlossen. Falls es den deutschen Truppen gelingen sollte, Ypern zu besetzen, wäre dies ein empfindlicher Verlust für die Verbündeten. Den Feinden würde es dann möglich sein, den geplanten Vormarsch auf Calais mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen. General French wird deshalb aufgefordert, die umfassendsten Massnahmen zu treffen, um unbedingt diesen Vormarsch zu verhindern.

Russische Ausflüchte.

Berlin, 2. Mai.

Wolffsches Bureau:

Die Petersburger Telelegrafenagentur verbreitete am 17. April die Nachricht, dass in den Karpathen einige Kavalleriedivisionen der Artillerie ihre Pferde zur Verfügung gestellt haben und als Infanterie kämpften. Diese gewesenen Reiter hatten keine Bajonette, was sich sehr empfindlich f..hlbar machte, weil es grösstenteils zu Bajonettkämpfen kam. Diese Offenheit wurde, wie es scheint, der Agentur sehr verübelt, da sie in Depeschen an die Blätt der neutralen Staaten eine Information versendet hat, in der konstatiert wird dass die Pet. Agentur nie solche Nachrichten verbreitete, sondern. dass dies das Wolffbureau tat, um die Aufmerksamkeit von der Tatsache der schrecklichen Verminderung des Pferdemateriales der deutschen Armee abzulenken. Dieser kindische Versuch, die eigenen Informationen zu vertuschen, kann umsoweniger auf Glauben rechnen, als in Dänemark, Schweiz und anderen Staaten genau bekannt ist, dass diese Information nicht aus Berlin, sondern aus Petersburg stammt.

Neue missglückte Landungsversuche.

Konstantinopel, 2. Mai.

Die Tel. Agentur „Milli" berichtet: Das grosse Hauptquartier meldet: Bei Kabatepe auf Gallipoli hat der Feind verschiedene Aktionen unternommen, um sich aus der Bedrängnis, im die er geraten ist, zu befreien. Wir haben diese Angriffe abgewiesen und den Feind gezwungen, sich bis 500 Meter vom Meeresufer, wo d r Schutz der feindlichen Kriegsschi fe einsetzt, zurückzuziehen. Der Feind erlitt schwere Verluste.

Die Landungsversuche, die der Feind bei Saros unter dem Schütze eines Teiles seiner Flotte unternahm, sind vollständig zum Stillstande gebracht worden.

Von den anderen Kriegsschauplätzen ist nichts zu melden.

Schwere Verluste der Verbündeten auf Gallipoli.

London, 2. Mai.

Reutermeldung:

Über die Fortschritte in den Dardanellen bis zum 29. April wird gemeldet, dass die Truppen der Verbündeten alle türkischen Angriffe, die immer schwächer wurden, abgewiesen haben. **Die Verluste der Verbündeten sind natürlich schwer.**

London, 2. Mai.

Reutermeldung: König Georg hat an den Admiral Robeck und General Hamilton folgende Telegramme gesendet: „Ich erfahre mit grösster Genugtuung von dem errungenen Erfolg und tapferen Widerstand bei den neuen kombinierten Dardanellenoperationen. Bitte den Soldaten aller Rangklassen, sowohl, unseren als den Verbündeten, die herzlichen Glückwünsche für ihre Taten auszudrücken."

Ein englischer Bericht.

London, 2 Mai.

In der amtlichen Darstellung der Dardanellenkämpfe zwischen dem 25 und 29 April wird gesagt: Sechs verschiedene Küstenortschaften wurden zu Truppenlandungen benützt und die ganze Flotte hat die Aktion unterstützt. Das Resultat des ersten Tages war, dass starke englische, australische und französische Truppen sich an 3 Punkten festgesetzt haben: Australier und Neuseeländer an den Abhängen nördlich Kabatepe, die Engländer bei Teleburn, die franzoesischen am asiatischen Ufer bei Kuschkale. Am 26 April frueh hat sich der Feind im Dorfe Sedujbar gehalten, diese Position wurde jedoch durch die Engländer in einem Frontangriff im Sturme genommen. Unsere Positionen an diesem Ende der Halbinsel waren also genuegend gesichert.

Am 27 April abends haben wir die Dammlinie, die noerdlich von Kabatepe beginnt und bis zur Tott(?) Batterie reichtbesetz. Die Neuseeländer haben immer mit der groessten Tapferkeit gekämpft und die feindlichen Gegenangriffe stets abgewiesen. Den 28 April frueh hat ein starker Kampf mit einer tuerkischen Division stattgefunden, die abgewiesen worden ist. Die Australier und Neuseeländer haben jeder Angriff abgewiesen und sind schliesslich zur Offensive uebergegangen.

Bei Kumkale haben die Franzosen vielemale angegriffen und hielten sich in allen Positionen. **Die Verluste der Truppen des Heeres und der Flotte sind natürlich demgemäss schwer.**

Der Vormarsch der Türken in Turkestan

München, 2. Mai.

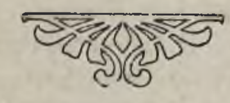
In einem Brief aus Teheran berichtet „Nowoje Wremja", dass Turkestan zum gr ssten Teil von den Türken besetzt und tats ch lich in der Gewalt des türkischen Konsuls sei. Seine ausgezeichnet bewaffneten Anhänger, die Sunniten, wa ten nur das Ende der nicht mehr lang währenden Regenperiode ab, um offen zu den Türken überzugehen und dem Beispiel der persischen Kurden in Aserbeidschan und der arabischen Stämme in Arabistan zu folgen.

In Kemanschach finden öffentliche Anwerbungen Freiwilliger für den heiligen Krieg statt. Von Ispahan aus ist es den Agitatoren gelungen, die traditionelle Ergebenheit der Bachtiarenst mme an England zu ersch ttern. Die Lage im benachbarten Afghanistan u d in Indien ist überaus gefahrvoll. Daher wurde auch die englische Besatzung in Seistan bedeutend verstärkt. Bei Kharan in Nordindien sind 18.000 bewaffnete Afghanen angelangt. Die englische Besatzung hat die Stadt übergeben.

DU FRAGST?

Von WLADIMIR KUK.

Ob es Frühling sei geworden
Fragst Du mich? Du holdes Weib!
Lass' nur einmal mich umfangen
Deinen minniglichen Leib,
Einmal nur in Deine Augen
Lass' mich blicken traut und heiss,
Einen Kuss von Deinem Munde
Als der Minne höchsten Preis:
Und es blüht und jubilieret
Neu die Welt im schönsten Kleid,
Und es ist dann eingezogen,
Reine, gold'ne Frühlingszeit!

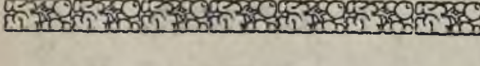


Reiterlieder.

ULANEN.

Mit leicht verhängtem Zügel,
Kühn hügelauf und-ab,
Die Füsse fest im Bügel,
Ziehn wir im flotten Trabb.

Von Land zu Land, Ulanen
Voll Mut und frischer Kraft.
Der Wind spielt mit den Fahnen
An unserm Lanzenschaft.



Alt-Eisen.

Von L. Marco.

Auf dem von grau-schwarzen Brettern eingezäunten Platze liegen in scheinbar geordnetem Durcheinander viele Dinge. Ausgedientes Zeug alles! Ein verbeulter Mülleimer, eine geborstene Bettstelle, die Trümmer eines eisernen Ofens und die Reste eines verbogenen Fahrrads. Sie sind vom Roste rotbraun gefärbt und vom Staube bedeckt.

Ein alter Draht umschlingt die Beine einer Nähmaschine. Diese freut sich, noch in ihrem hohen Alter Jemanden einen Halt bieten zu können. Sie raschelt heiser: „Oh, ich war immer ein nützliches Ding. Kein Stoff war mir zu kräftig. Ich wusste meinen Besitzer zu ernähren, ein Lebenlang".

Der Draht zittert Zeichen, die die Nähmaschine also versteht: „Als ich noch jung war, haben mir die Menschen ihre Geheimnisse anvertraut; viele Wünsche habe ich übermittelt. Und einmal habe ich sogar Weltgeschichte machen helfen, als ich einem Könige die Botschaft brachte, der Krieg sei erklärt".

Ein kaiserliches Diplom für Kriegs-Auszeichnungen.

Wien, 2. Mai.

Die „Wr. Ztg." veröffentlicht folgendes Handschreiben des Kaisers: „Lieber Fürst Montenuovo! Ich verfüge, dass Jedem, welchem Ich für Verdienste im Kriege einen Orden oder ein Militärverdienstkreuz verleihe, auch ein spezielles, mit Meiner Unterschrift versehenes Diplom berreicht wird, welches für ihn und seine Familie ein Andenken sein soll. Ich beauftrage Sie mit der Durchführung dieser Verfügung.

Wien, am 29. April 1915.

Franz Josef, mp."

Kriegsliederbücher für unsere Soldaten.

Eine Anregung.

Vor einigen Wochen fiel in den Tageszeitungen der Feldpostbrief eines am nördlichen Kriegsschauplatz kämpfenden deutschen Soldaten auf. Der Mann hatte eine dringende Bitte an die Oeffentlichkeit, der er in rührender Unbeholfenheit Ausdruck gab. Er schrieb, dass er zwar nach vielem Verlangen trage, aber nichts wünsche er sich so sehr als eine ganz billige Mundharmonika. Er liege im schlimmsten Wetter im Schützengraben, habe schwere Gefechte hinter sich und grosse Strapazen lägen noch vor ihm, aber er wolle alles leichter tragen, könnte er sich von Zeit zu Zeit ein Liedel spielen, so eines, wie er daheim gewohnt war. Dieser kleine Wunsch, der natürlich sehr bald erfüllt wurde, war ungemein charakteristisch und bestätigte die Beobachtungen, die man auch sonst wiederholt machen konnte, dass nämlich Musik, wenn sie auch in der allerbescheidensten Form gepflegt werden muss, einen ungemein wohltuenden Einfluss auf den Soldaten übt, selbst wenn er sonst in zivilen Leben gar kein besonderer Musikliebhaber ist. Sie hilft dem Kämpfer offenbar nach grossen Erregungen das seelische Gleichwicht wiederherstellen, hat etwas wunderbar Beruhigendes für ihn, gleichgültig ob es ein Chorgesang ist oder ein heimliches Lied auf der Occarina oder Harmonika. Das Lied erprobt sich hier wieder als ein Sorgenbrecher im besten Sinne, hilft mit, eine jäh auflodernde Sehnsucht nach dem Heim und das häufig auftretende Gefühl der Vereinsamung zu besänftigen.

Im Hinblick auf diese Erfahrungen hat das Kriegsministerium eine Spende mit grosser Befriedigung begrüsst, die die Heeresverwaltung in die Möglichkeit versetzte, Liebesgaben in die Front zu senden, mit denen auf das psychische Wohlbefinden der Soldaten Bedacht genommen wird.

Herr August Hosch, Mithef der Firma L. V. Enders'sche Kunstanstalt Hosch Schleif. Neutitschein hat nämlich initiativ in seinem Verlage ein Kriegsliederbuch herausgebracht, das dem angestrebten Zwecke sehr glücklich gerecht wird. Es ist ein kleines, unscheinbares Heftchen, so einfach als irgend möglich hergestellt, in dem sich Liedertexte patriotischen und lustigen Inhalts, alle in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Kriege, vorfinden, die nach allgemein bekannten Melodien, am besten im Chor, gesungen werden können. Die glückliche Idee des Spenders, die er in opferfreudigster Weise verwirklicht hat, bedachte nicht nur die deutschsprachigen Soldaten, er war auch bestrebt, soweit als möglich, andere Nationalitäten zu bedenken und so finden sich in der Liedersammlung nicht nur deutsche, sondern auch **ungarische, polnische und tschechische Texte.** Herr Hosch hat dem Kriegsministerium im **Ganzen III.525 Exemplare dieses Büchleins** zur Verfügung gestellt, grössere Quantitäten aber auch freihändig abgegeben. **Im Ganzen wurden 120 000 Stück gedruckt und verschenkt.** Bei seiner wohltätigen Stiftung, für die ihm das Kriegsministerium in einem längeren Schreiben den Dank ausgesprochen hat, wurde Herr Hosch durch eine grössere Papierspende der Papierfabrik Steyrermühl unterstützt.

Das kleine Heftchen erfreut sich nun bereits seit Wochen an unseren verschiedenen Kampffronten einer grossen Beliebtheit, und unzählige Dankschreiben, die von den Beschenkten einlaufen beweisen, welche Freude die hübsche Gabe in unseren Schützengräben hervorgerufen hat. Einer der Soldaten schreibt: „Ihre Liebesgabe ist mir zum Gebetbuch geworden". Ein anderer: „Ihr liebes Büchlein beim einem Dienstgange gefunden. Wir singen und freuen uns über die schönen deutschen Lieder". Ein czechischer Soldat sagt in einem Schreiben, aus dem viel Vereinsamkeit spricht: „Wir haben uns in der freien Zeit fortwährend durch Gedanken an unsere Heimat gequält und jetzt, wie von Gott gesandt, ist uns dieses Liederbüchlein als ein schöner Trost gekommen".

An der verschiedensten Ausgaben haben in uneigennütziger Weise mitgearbeitet: Lehrer Fritz Kubiena an der deutschen Ausgabe, Bureauchef Alexander Reisz an der ungarischen Ausgabe, Unteroffizier M. Rudnicki an der polnischen Ausgabe und Advokat Dr. Ferdinand Dostal an der czechischen Ausgabe.

Trotz der in so grosser Anzahl in die Front geschickten Gesangsbüchlein ist aber natürlich damit der Bedarf noch lange nicht gedeckt und es wäre sehr wünschenswert, wenn die private Wohltätigkeit mit kleinen Opfern den ausserordentlich wohltätigen Zweck unterstützten wollte. Mit einem Aufwand von nur wenigen Hellern kann jedermann mehreren Soldaten, die Büchlein gehen ja von Hand zu Hand, eine grosse Freude bereiten.

Die Liederbücher sind von dem genannten Verlag in Neutitschein direkt zu beziehen, der auch bereit ist, sie gegen Einsendung des entsprechenden Betrages, an bestimmte Adressen zu versenden.

Ministerkonferenz in Budapest.

Budapest, 2. Mai.

Die Ministerkonferenz dauerte von 11 bis $^1/_2$3 Uhr. Anwesend waren die Ministerpräsidenten Stürgkh und Tisza, die Finanzminister Engel und Teleszky, die Landesverteidigungsminister Georgi und Hazai und der Kriegsminister Krobatin. Die Beratungen hatten die Militärversorgung zum Zwecke und führten zu einem vollständigen Einvernehmen der interessierten Faktoren. Abends kehrten die Minister nach Wien zurück.

Vorbereitung der zweiten Kriegsanleihe.

Budapest, 2. Mai.

Unter dem Vorsitz des Finanzministers Teleszky fand eine Beratung in Angelegenheit der zweiten Kriegsanleihe mit den Vertretern jener Institute statt, die die erste Kriegsanleihe subskribiert haben. Ein diesbezüglicher Aufruf erscheint in den nächsten Tagen.

Auflassung der I. und II. Klasse.

Wien, 2. Mai.

Aus sanitären Rücksichten werden ab 1. Mai keine Wägen I. und II. Klasse mit Polstern, bei den Zügen, die von Prerau nach Krakau, von Hollein nach Teschen, von Olmütz nach Karnow und anderen Seitenlinien, verkehren. Daher werden bei allen Zügen, die bereits von Wien nach Oderberg oder Krakau fahren, keine Waggons I. und II. Klasse beigestellt. Jene Reisenden, welche gewohnt sind, diese Klassen zu benützen, werden speziell reservierte Wagons III. Kl. haben, mit separate Auschriften, die abgesondert sind und behufs Bequemlichkeit eine kleinere Sitzplatzanzahl aufweisen.

Sultan Mehmed-Ghazi.

Konstantinopel, 2. Mai.

Der freitägige Selamlik war infolge der Verleihung des Beinamens Ghazi an den Sultan Mehmed V. ein historisches Ereignis. Hunderttausende Menschen füllten die Strassen und bereiteten dem Sultan enthusiastische Ovationen.

Depeschenwechsel zwischen Kaiser Franz Josef und dem Sultan.

Konstantinopel, 2. Mai.

Die Blätter melden von einem Telegrammwechsel zwischen Kaiser Franz Josef und dem Sultan aus Anlass des Jahrestages der Thronbesteigung des letzteren. Der österreichische Kaiser erneuerte die Wünsche des besten Wohlergehens für den Sultan und das ottomanische Reich, und sagt dann: Ich habe den heissesten Wunsch, dass die Bestrebungen unserer Kräfte zu Land und Meer in gemeinsamen Kampfe, der uns aufgedrängt wurde durch koalierte Feinde, von vollem Erfolge gekrönt wird, und dass nach einem siegreichen Kriege das Wohl einer Friedensära und des Glückes für unsere Völker anbricht.

Glückwunsch österr. Offiziere an Erzherzogin Zita aus Saratow.

Wien, 2. Mai.

In aussergewöhnlich rührender Weise haben die nach dem Falle Przemysls gefangengenommenen österreichischen Offiziere, die derzeit in Saratow weilen, der Erzherzogin Zita zu ihrem Namenstage am 27. April ihre Glückwünsche übersendet. Sie sandten folgende Depesche: „Die Offiziere aus Przemysl, derzeit als Gefangene in Saratow, senden die ergebensten Glückwünsche am Namenstage Euer Kaiserlichen Hoheit".

Die Erzherzogin war von diesem Telegramm sehr erfreut und gerührt und dankte telegrafisch.

Der Kaiser, dem diese Depesche mitgeteilt wurde, war sehr erfreut und äusserte lebhafte Zufriedenheit

Ein Seegefecht in der Nordsee.

Vor der belgischen Küste

Budapest, 2 Mai.

Aus Rotterdam wird dem „Az Est" telegraphiert:

In Vlissingen hört man ununterbrochen Kanonendonner. Das Getöse kommt aus der Richtung des Leuchtturmes bei Noordhinder.

Man glaubt, dass ein Seegefecht im Gange ist.

(Noordhinder ist ein Leuchtturm auf der gleichnamigen, der belgischen Küste vorgelagerten Sandbank. D. Red.)

Katastrophales Erdbeben. Aus Triest wird gemeldet: Die seismographischen Apparate haben gestern ein katastrophales Erdbeben in einer Entfernung von 8900 km gezeigt.

Wilson als Schiedsrichter. Präsident Wilson hat das Schiedsrichteramt zwischen Holland und China angenommen.

Die wirtschaftliche Bedeutung von Russisch-Polen.

Wenn wir annehmen, dass das Gouvernement Kalisch ganz, Petrikau fast ganz, Plock zu vier Fünfteln, Bielce und Suwalki zur Hälfte und Warschau zu vier Zehnteln von den deutschen und österreichischen Truppen besetzt ist, so ergibt das nach vorsichtiger Schätzung ein Gebiet von ungefähr 48.000 Quadratkilometern, also über ein Drittel von Russisch-Polen, aber noch nicht ganz 1 Pct. der gesamten Oberfläche des europäischen Russlands, mit einer Einwohnerschaft von ungefähr 4,500.000, die ungefähr 3,4 Pct. der Bevölkerung des europäisch-russischen Reiches bildet. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser Gebiete, schreibt Dr. Heinemann in der „Voss. Ztg.", im Verhältnis zum übrigen Reiche geht stark über diese Prozentzahlen hinaus, ohne indessen den überragenden Einfluss zu erreichen, den die in Nord- und Nordost-Frankreich besetzten Teile für die französische Volkswirtschaft haben.

Russisch-Polen ist mit 98,6 Einwohnern auf den Quadratkilometer stärker bevölkert als Ostpreussen (56), Westpreussen (67) und Posen (72), aber schwächer als z. B. Schlesien (130). Während die östlichen preussischen Provinzen grosse Mengen von Getreide und Mehl nach den getreidebedürftigen russischen Ostseeprovinzen und nach Finnland ausführen, kann Russisch-Polen seinen Getreidebedarf im allgemeinen selbst decken. Eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Technik würde jedoch die Erzielung eines beträchtlichen Ueberschusses ermöglichen. Bekannt ist, dass die bedeutenden Getreideausfuhrgegenden im Süden Russlands, im Gebiete der sogenannten „Schwarzerde" liegen. Das nördliche Russland zeigt besonders Wald- und Weidewirtschaft und den Flachsbau.

Eine wesentliche Stellung nimmt in der russischen Volkswirtschaft die Industrie Russisch-Polens ein, deren Hauptort Lodz ist. Ueber die Bedeutung dieser Stadt sagt Dr. Otto Göbel in Serings „Kultur und Volkwirtschaft Russlands". 1913: „Während Moskau mit einer Milliarde Mark gewerblicher Produktion an der Spitze aller russischen Städte steht, streitet sich Petersburg, bei rund 500 Millionen Mark Umsätzen, mit Lodz um die zweite Stelle im Reich. Erst im weiten Abstand folgten Warschau und Riga mit je 200 Millionen Mark." v. Schulze-Gävernitz schreibt in seinen „Volkswirtschaftlichen Studien aus Russland" 1899: „Das Antlitz von Lodz ist nach dem Osten gerichtet; in die weiten geschützten Märkte Russlands und Asiens hinaus steckt dieses Zentrum osteuropäischen Kapitalismus seine mächtigen Wurzeln". Die ungefähr 400.000 Einwohner zählende Stadt Lodz verdankt ihre schnelle Entwicklung der Ausdehnung ihrer Textilindustrie, die im Anfange des vorigen Jahrhundertes von Deutschen begründet wurde und heute noch in starkem Masse unter deutschem Einfluss steht. Russisch-Polen umfasst somit ungefähr ein Viertel der gesamten russischen Textilindustrie, deren Hauptgegenden Moskau und Wladimir zwei Drittel der russischen Gesamterzeugung herstellen. Bemerkenswert ist, dass über die Hälfte der in Russland verarbeiteten Baumwolle mittelasiatischen und kaukasischen Ursprungs ist. An zweiter Stelle folgt die südpolnische Kohlen- und Eisenindustrie im Dombrowabecken, das an unser oberschlesisches Industriegebiet grenzt und einen Teil der russischen Kohlen liefert.

Der russische Kohlenverbrauch ist auf ungefähr 34 Millionen Tonnen im Jahre zu beziffern. Davon werden ungefähr 28—30 Millionen Tonnen in Russland selbst gefördert, während gegend 6 Millionen Tonnen, besonders aus England und Deutschland, eingeführt wurden. Das Dombrowabecken mit einer jährlichen Förderung von über 5 Millionen Tonnen, ist von den österreichischen Truppen besetzt, die Kohlenzufuhr aus England über Schweden und in der eisfreien Zeit über Archangelsk ist ziemlich gering, so dass die russische Industrie mit einem Ausfall von ungefähr 10 Millionen Tonnen zu rechnen hat. Dies fällt umsomehr ins Gewicht, als sich die Verfrachtung von Kohlen aus dem Donezgebiet, in dem ungefähr 70 Pct. der russischen Kohlenförderung liegen, so teuer stellt, dass die Fabriken in den russichen Ostseeprovinzen bisher auf den Bezug grosser Mengen englischer und deutscher Kohlen angewiesen waren. Ein Ersatz durch andere Brennmaterialen, wie Holz und Naphtha, ist aber ohne erhebliche technische Aenderungen nicht zu bewerkstelligen, zum Teil überhaupt unmöglich. Weiter fallen 77 Pct. der russichen Förderung von Zinkerzen auf das besetzte Gebiet. Von der gesamten russischen Metallindustrie, die zwar ihre Hauptsitze in dem bereits erwähnten Donezgebiet und dann in minderem Masse am Ural hat, umfasst Polen ungefähr 10—15 Pct.

Diese kurzen Mitteilungen lassen erkennen, dass unsere Besetzungen in Russland nicht wie Frankreich gegenüber den Lebensnerv der feindlichen Volkswirtschaft getroffen haben. Der Schwerpunkt der russischen Volkswirtschaft liegt im mittleren und südlichen Russland. Wenn trotzdem die russische Volkswirtschaft unter dem Kriege schwer leidet, so trägt daran neben dem erschütterten Geldwesen ihre Abgeschlossenheit die Schuld. Wie wichtig dafür die Schliessung der Dardanellen ist, erhellt daraus, dass aus den russischen Schwarze-Meer-Häfen Weizen bis zu 92 v. H., Gerste bis zu 85 v. H., Naphthaprodukte bis zu 82 v. H. des russischen Exports bisher jährlich ausgeführt wurden. Die deutsche Industrie hat in Kriegslieferungen zum Teil Ersatz für unterbrochene Ausfuhren gefunden. Dem agrarischen Russland kann der Krieg für seine Hauptausfuhrgewerbe keine derartige Hilfe bieten.

Oesterreichische Kavallerie.

Einmal im Frühsommer habe ich kurze Zeit in einer kleinen oberösterreichischen Stadt verbracht. Die kleine oberösterreichische Stadt hatte einige Einwohner, die man — wenn es der Zufall wollte — auch hie und da zu Gesicht bekam. — Ansonsten aber lebten hier nur Dragoner. Ob man nun durch die fünf Gassen oder durch den Park oder längs des Flusses spazieren ging, überall stand ein Dragoner. Im Wirtshaus ebenso wie im sogenannten Kaffeehaus, das sich in einer Wohnung eines ersten Stockes eingerichtet hatte, — an allen Tischen sassen Dragoner. Dass diese Stadt voller Altertümer und mancher Schönheiten war, dass es in ihr winkelige Gassen gab, in denen das Märchen vergangener Jahrhunderte noch lebte, das vergass man ganz und gar. Die Stadt war nur noch eines: Garnison.

Hier sah ich sie täglich in aller Früh an meinem Fenster vorüberreiten. Sie hatten damals gerade einen neuen Oberst bekommen und der hatte eine schöne Einrichtung getroffen: eine Kavalleriemusik. Er meinte eines Tages zu seinem Stab, er wisse eigentlich nicht, warum nur die Infanteristen es so lustig beim Marschieren haben sollten, — und schon am nächsten Tage hatte er sechs Trompeter zu einer reitenden Musikkapelle organisiert. Die sechs ritten dem Tross voran, und wenn sie so in aller Hergottsfrüh schon mit dem Blasen begannen und das Gestrampel der ausgeruhten Pferde immer näher herankam, — dann war es für die ganze schläfrige Stadt mit dem Schlaf vorbei. Ob man nun wollte oder nicht: man sprang im Hend vom Bett zum Fenster, freute sich, wenn noch nichts versäumt war und ging nicht früher fort, als bis der letzte Mann um die Ecke verschwunden.

Damals hatten die Offiziere gerade einen Gast bei sich, schon seit einigen Wochen: einen berühmten Wiener Maler, der — so lang man denken konnte — nichts als Kavallerie gemalt hatte und der selbst als brillanter Reiter bekannt war. Er ritt mit den Dragonern oft aus, ein grosses Skizzenbuch an den Sattel geschnallt, blieb während aller Uebungen auf dem Rennplatz und kam immer mit leuchtenderen Augen zurück. Ich fragte ihn einst, warum er stets nur die österreichische Kavallerie gemalt hätte; warum er nicht einmal nach Deutschland oder Italien ginge. Er schüttelte lachend den Kopf und meinte: „Die Kavallerie... wissen Sie... das gehört einfach zu Oesterreich..." Und er schlug das Skizzenbuch auf, blätterte darin umher, mit Entzücken die schlanken Reitergestalten betrachtend. „Ein österreichischer Offizier gehört aufs Pferd. Schlank, geschmeidig, leicht, heissblütig... der geborene Reiter. Seh'n Sie sich doch nur mal unsere Offiziere an! Sie gehen leicht vorgeneigt, den Kopf ein wenig vor sich hin gestreckt, den Rücken elegant gekrümmt, die Arme an den Körper gedrückt... So promenieren sie in der Kärntnerstrasse und so marschieren sie zum Exerzierfeld". Ich fragte, ob er sich bei solchen Beobachtungen nicht viel einbilden könnte, weil er es einfach gern so hätte. „Keineswegs!" rief er. „Wissen Sie denn, woher diese Haltung kommt? — Vom Kaiser! Unser Kaiser, der einer der glänzendsten und unermüdlichsten Reiter ist, hat schon als junger Mensch sich leicht vorgeneigt gehalten... und was liegt näher, als dass es ihm die ganze Armee abgeschaut hätte... Aber bitte: natürlich nicht nur die Haltung, sondern auch das Reiten".

Ob das aber wirklich eine so streng österreichische Spezialität sei. „Beinahe... der Reichsdeutsche ist eigentlich kein geborener Reiter. Er ist Fussgeher. Sein Schritt ist schwer, hallend, regelmässig. Er ist der geborene Infanterist. Für das Pferd ist er zu massig, seine Bewegungen sind zu maschinell, zu wenig an die momentane Situation geschmiegt.... der Russe ist träg plump. Er bewegt sich schlecht, er bewegt sich beinahe ungern. Marschieren und Reiten: beides ist ihm, seiner innersten Natur nach, derart unbehaglich, dass er es am liebsten ganz bleiben liesse. Deswegen hat er auch nur eine Waffe, in welcher er Aussergewöhnliches leistet: die Artillerie. — Der Italiener wieder ist — wie der Preusse — Fussgeher, wenn auch anderer Art: ihm ist weniger Beharrlichkeit als Geschwindigkeit zu eigen. Der einzige Franzose ist Reiter von Natur aus.... und es ist nicht zu leugnen, dass sein schlanker Körper viel Aehnlichkeit mit dem des kultivierten Oesterreichers hat".

Daran mochte etwas sein. Verglichen mit dem Typus anderer Nationen, schien der Oesterreicher wirklich im Sattel geboren zu sein. Der Maler aber liess mir keine Ueberlegung. „Wer's nicht glaubt", rief er, „der braucht nur zurückzudenken! Die herrlichsten Heldentaten hat unsere Kavallerie vollbracht".

Und das ist beinahe wahr. Beinahe —, denn man kann die Ehrentage unserer Infanteristen, unserer Jäger und endlich unserer Artillerie nicht gleich in den Schatten versinken lassen. Man muss vergleichen und klassifizieren. Aber wunderbar bleibt es für alle Zeiten, was österreichische Reitertollheit in allen Kriegen gewagt und vollbracht hat. Die Kraft des Germanentums hat sich mit der Leidenschaft der ungarischen Steppenbewohner zu einem Typus gefunden, der unvergleichlich ist. Der Ausdauer des Aelplers hat nur noch die Reiterraserei des Husars gefehlt — beide nebeneinander oder beide in einem, Blut inBlut — das ist die österreichische Kavallerie.

Ist es eigentlich noch notwendig, an den denkwürdigen Tag von Kolin zu erinnern, an diesen 18. Juni 1757, der so günstig begonnen hatte und in seiner zweiten Phase sich schon für den gefürchteten, noch niemals besiegten grossen Friedrich entscheiden wollte? Wie Daun, auf einem Hügel auf und ab schreitend, schon verzweifeln will, wie er sich einfach verloren glaubt. Wie er seine letzten tüchtigen Reserven hingeopfert hat und schon über einen halbwegs günstigen Rückzug nachzudenken beginnt. Plötzlich aber steht der Oberst de Thiennes vor ihm, der Kommandant der Dragoner de Ligne, die, weil sie zu jung waren, noch nicht in die Schlacht durften. Steht also vor ihm, vergisst alles Reglement, will nur seine Jungen in den Kampf führen. Wie Daun lächelt: was können diese Knaben jetzt noch nützen! Wie er schon abwehrt, wie ihm der Oberst wieder ins Wort fällt, heiss, ungestüm, ja ungeduldig, und wie endlich Daun schweren Herzens nachgibt und nur noch die Bemerkung macht: „Aber Sie werden nicht viel ausrichten mit Ihren Gelbschnäbeln". Soll man an diese alte schöne Geschichte wirklich erst erinnern müssen? Wie dann der Oberst zu seinen Soldaten zurückkommt und schreit: „Gelbschnäbel, zeigt, dass Ihr beisen könnt auch ohne Bart, zeigt, dass zum Beissen nur Zähne und kein Bart gehören". Und schon geben sie ihren Pferden die Sporen und sind schon mitten im Gewühl und hauen einmal rechts einmal links drein. Und überreiten eine feindliche Kompagnie nach der andern und achten es kaum, dass einer ihrer Offiziere nach dem andern fällt. „Lasst den Herrgott für die Verwundeten sorgen und uns für den Sieg!" Bis endlich kein Offizier mehr da ist und ein Volontärkorporal — er heisst Pfortzheim — sich an die Spitze stellt. Weiter geht es, unermüdlich, andere Regimenter folgen, Zerstreute sammeln sich, Fliehenden wird es möglich gemacht, wieder umzukehren — und ehe es die Gelbschnäbel selbst wissen, haben sie die ganze Schlacht gewonnen. Das waren die Dragoner De Ligne; jetzt heissen sie „Windisch-Graetzer Nr. 14" und tragen bis auf der heutigen Tag keine Bärte.

Oder soll man an den Grafen Nostitz und seine Kürassiere erinnern, welche den zweiten Tag der grossen Leipziger Schlacht Anno 1813 entschieden haben? Es scheint notwendig, denn beinahe sind sie unserer Erinnerung entfallen gewesen. Wer denkt heute daran, dass es diese wenigen Reiter waren, welche ein Debakle in einen glorreichen und selbst dem Feinde bewunderungswürdigen Sieg umkehrten? Russen und Preusen waren in eine unheilvolle Flucht geraten, ihnen nach setzten die sieghaften Franzosen. Die Schlacht scheint dem unglücklichen Ende nahe zu sein —, da schreit der Graf Nostitz seine Kürassiere zu Pferde, und schon gehts dem Feind entgegen. Ein mörderisches Kartätschenfeuer empfängt die vier schwachen Eskadronen. Die weissjackigen Kürassiere scheint es nicht zu scheren. Sie reiten — nicht allzu schnell, aber beruhigt, als ging sie das ganze Feuerwerk nichts an — immer vorwärts. Da stutzt der Feind; das Unternehmen der wenigen Reiter erscheint ihm wahnsinnig. Die vier Eskadronnen gegen seine lückenlose, breite, wuchtige Front? Wollen ein paar Abenteurer gegen polnische Lanzenreiter, gegen französische Dragoner, gegen die alte und junge Garde, gegen zwei Reiterkorps und gegen 150 Geschütze aufkommen? Wie die Franzosen noch stutzen, kommandiert schon von drüben der Graf Nostitz. Die österreichischen Reiter prallen an; und die französische Kavallerie ist zersprengt. Dann wird in einem Zuge die junge Garde niedergeritten. Noch rafft sich, gleichsam im letzten Augenblick, die alte Garde zusammen und wirft mit ihrer ungeheuren Uebermacht die Oesterreicher ein wenig zurück, da — abermals ein einziges Kommando des Grafen, eine Hilfseskadron naht, ist an der Stelle, greift ein — und schon is

auch die alte Garde in all ihren Vierecken durchbrochen, niedergeritten, zusammengehauen. Als gelte es, den letzten Feind zum Teufel zu jagen, so gründlich wird nun die weite Ebene gesäubert.

Oder man könnte endlich an 1866 erinnern, an den Todesritt der kroatischen Ulanen Nr. 12 bei Custozza. Fenile gilt es zu besetzen, bevor die Italiener hinkommen. Reitet also der Baron Bechtolsheim mit seinen drei Zügen gegen Fenile aus. Wie er aber in die Nähe kommt, sieht er, dass es schon italienisch ist. Was tun, sagt sich der Baron, und kratzt sich den Schädel. Mit seinen hundert Reitern wird er hier nichts ausrichten, das ist einmal sicher. Und zurückkommen, ohne dreingehaut zu haben, — das geht schon gar nicht. Und wie er noch ratlos umherschaut, fahren gera de bei Mangalia zwei Geschütze auf. Ein paar höhere Offiziere stehen auch noch daneben. Ges hen, gedacht, getan, — die hundert Reiter stürzen auf die Artillerie los, dass selbst der italienische Schriftsteller dieses Feldzuges, der Kapitän Chiala, sagt, man hätte geglaubt, ein Orkan sei plötzlich losgebrochen. Im Nu sind die Italiener zersprengt, die Geschütze rasen davon, überfahren die eigenen Leute, bringen die ganze weitere Aufstellung in Gefahr, die ganze Brigade stiebt auseinander, und schliesslich sieht man drei Bataillone vor hundert Ulanen laufen, als wäre die Hölle im Rücken. Mit eingelegter Pike jagen die Reiter hinter den Fliehenden her, — bis sie ihren Zweck, Aufklärung und Zerstörung der feindlichen Stellung, erfüllt haben. Sie kehren zurück, werden mit Jubel im Lager begrüsst, aber anstatt hundert, sind ihrer nur mehr siebzehn.

Die österreichische Kavallerie... Ein Glanz von Jahrhunderten geht von ihr aus. Diese breiten rundbeinigen Mannschaften, wie oft haben wir sie gesehen, mit welcher Freude an der Schönheit ihres Aufzuges, an der Pracht ihrer Uniformen, an dem sieghaften Lärm ihrer Gegenwart! Wie oft haben wir uns gefragt, ob sie noch heute ihre Courage, ihre Ausdauer, ihre vehemente Leidenschaft im Ernstfall zeigen würden. Der Krieg, der sich so sehr verändert hat, lies es beinahe unwahrscheinlich erscheinen, dass sie noch heute ihre grosse Rolle spielen könnten. Der Krieg, der mit Granaten, Mörsern, Sprengmittel arbeitet wie noch niemals zuvor, der die Aeroplane und das Automobil in seinen Dienst gestellt hat, liess diese Waffe beinahe wie eine Luxuseinrichtung erscheinen, die man der Tradition wegen aufrecht hält. Aber da sprach ich einmal mit einem alten Dragonerrittmeister und der erzählte: „Da sind wir sechsunddreissig Stunden nicht aus dem Sattel gekommen“, sagte er. „Sechsunddreissig Stunden und dazu der Durst... Aber eigentlich: Man denkt nicht recht an Müdigkeit, wenn's um etwas geht... Freilich die Pferde“. — „Was ist's mit den Pferden?“ Er lächelte beinahe zärtlich. „Die Pferde hätten es früher nicht ausgehalten; aber seitdem wir die sechs Trompeter haben, kann man von ihnen verlangen, was man will. Stellen Sie sich vor, dass die armen Tiere sich kaum noch weiter schleppen konnten: Da fällt es unseren Trompetern plötzlich ein, den „Prinz Eugen“ zu spielen.. Einen Augenblick lang haben sie die Ohren gespitzt und dann war alle Müdigkeit einfach — futsch! Das war beinahe rührend. Seitdem haben wir es, wenn es schon gar nicht mehr weitergehen wollte, immer wieder mit demselben Lied probiert und immer wieder sind die Pferde augenblicklich lustig geworden“.

Otto Zoff.

Aus dem Goldenen Buche der Armee.

„Es gibt kein zurück“.

Die stark befestigten feindlichen Stellungen sollten von unseren Truppen genommen werden. Die allgemeine Vorrückung wurde für die ersten Morgenstunden anbefohlen. In einer Angriffsgruppe war auch der Zugsführer Christof Hendel des Egerländer Infanterieregiments Nr. 73 als Kommandat eines Zuges eingeteilt. Noch in tiefster Dunkelheit, gegen 2 Uhr 30 früh, wurde zum Sturme angesetzt und vorwärts gings gegen die Tod und Verderben speienden Schützengräben. Bis auf ungefähr 150 Schritte konnte sich der Zugsführer mit seinen Leuten heranarbeiten, weiter aber ging es trotz Mut und Todesverachtung nicht, denn das Artillerie-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer des Gegners hatte zu grosse Ernte gehalten. Da ein weiteres Vordringen nicht möglich war, befahl Zugsführer Hendel die Eröffnung des Feuers und die Leute gruben sich nach und nach ein. In dieser Stellung harrte nun der Zug aus. Es gab keine Nahrung, kein Wasser, keinen Schlaf, nur unausgesetzten Feuerkampf. Stunde um Stunde verrann, der zweite Tag war schon angebrochen und die 73-er lagen noch immer und feuerten. Eine Meldung nach der anderen sandte Hendel nach rückwärts, um über die Situation des Zuges zu berichten, aber keiner der Ordonnanzen kehrte wieder; von feindlichen Kugeln getroffen blieben sie am Botenwege liegen. Während des zweiten Tages machte sich schon Munitionsmangel fühlbar. Um einem Verschiessen der restlichen Patronen vorzubeugen, befahl Zugsführer Hendel das Einstellen des Feuers und die Leute mussten den eisernen Schauer des feindlichen Feuers wehrlos über sich ergehen lassen, ohne Vergeltung üben zu können.

Der Befehl „es gibt kein zurück“ liess aber die braven Egerländer auch diese furchtbare Nervenprobe sieghaft überstehen. Von Mann zu Mann gehend munterte Hendel seine Untergebenen auf und sprach jenen Mut zu, die unter den Qualen des Hungers und überwältigt von den physischen Strapazen zusammenzubrechen drohten. Noch eine ganze Nacht harrte der Zug auf seinem verlorenem Posten aus, dann versagte aber der durch die ununterbrochenen Erdarbeiten und den Nahrungsmangel vollkommen erschöpfte Körper seinen Dienst!

Nicht durch den Feind, nur durch den Hunger bezwungen befahl Zugsführer Hendel das Zurückgehen in die frühere Stellung. Zweieinhalb Tage hatten die braven Egerländer ausgeharrt!

Zugsführer Hendel erhielt die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Ein braver Gewehrvormeister.

Ganz nahe war der Feind bereits den Stellungen des Infanterieregiments Nr. 94 gekommen. In der Abenddämmerung setzte er zum entscheidenden, letzten Sturme gegen die auf einer Höhe bei Sepsin befindliche, exponierte Stellung einer Halbkompagnie der Vierundneunziger an. Eine grosse Hilfe bei der Abwehr des Feindes hatte die Halbkompagnie durch die Maschinengewehre. Aber einer der Bedienungsleute nach dem anderen wurde ein Opfer der feindlichen Kugeln. Ganz allein sein Maschinengewehr bedienend, gleichzeitig auch Vormeister, harrte Infanterist Emil Richter auf seinen Posten aus und liess das todbringende Werkzeug mit soviel Geschick und Umsicht spielen, dass der Angriff des Gegners zusammenbrach und die Halbkompagnie die Höhe behaupten konnte. Zwei Tage später erfolgte in der Nacht abermals ein Sturm. Mit dem Aufgebote aller Kräfte brachte Richter, als letzter Vormeister, sein Gewehr im heftigsten feindlichen Frontal- und Flankenfeuer in Stellung und eröffnete ein wohlgezieltes Feuer. Es war die höchste Zeit, denn der vom Feinde umfasste rechte Flügel des Regimentes schwebte in höchster Gefahr. Aber dort, wo die Geschossgarbe des Gewehres des Infanteristen Richter einschlug, dort türmten sich die Leichen des Gegners zu Bergen! Dieses vernichtende Feuer hatte eine derartige Wirkung beim Feinde, dass er in panikartiger Flucht seine Deckungen räumte. Diesen Moment benützte eine kleine Abteilung des Regiments und drang — nur durch die Leichenhügel der durch das Maschinengewehr dahingemähten Feinde gehemmt — unter lauten Bravo-Rufen auf den Gewehrvormeister Richter in die feindliche Stellung ein. Der Rest des Gegners, ein Major, ein Leutnant und 51 Mann, welche sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten, ergaben sich und wurden gefangen. Infanterist Richter, welcher durch sein heldenmütiges Ausharren und entschlossenes Benehmen viel zum Erfolge des Tages beigetragen hatte und dabei verwundet wurde, erhielt die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Tapfere Kämpfer der Landw. Inf. Rgtr. Nr. 3 und 15.

Der Zugsführer Franz Wilfinger, der Korporal Johann Goger, der Reservegefreite Heinrich Galler und der Reservegefreite Konrad Harasin vom L. I. R. 3 meldeten sich zu einem schwierigem Patrouillengange, als es sich darum handelte, zu erkunden, ob eine Ortschaft vom Feinde frei sei. Unter dem Kommando des Zugsführers Riegler schlichen sie sich an den Ort heran wo ihnen der überraschende Erfolg der Gefangennahme von 60 Feinden gelang. Sie kehrten dann zu ihren Kompagnien zurück und bestätigten sich mit gröster Tapferkeit an deren Angriffen.

(Silb. Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.)

Zugsführer Franz Assinger vom L. I. R. 3 sammelte als Unteroffizier hinter der Front während eines Sturmes 40 eigene abgetrennte Soldaten und führte sie initiativ und energisch zum Angriffe vor. Es gelang ihm auch bei einem Überfall durch feindliche Artillerie einen stecken gebliebenen Munitionswagen der Kompagnie durch rasch requirierte Pferde aus den Händen des Feindes zu retten. Zuletzt, als Zugskommandant in die vordersten Linien eingeteilt, hielt er den gefährdeten rechten Flügel mit beispielgebender Unerschrockenheit.

(Sib. Tapferkeitsmedaille 1. Klasse.)

Titularfeldwebel Kajetan Pferschy vom L. I. R. 3 führte in allen bisherigen Kämpfen seinen Zug mit besonderer Schneidigkeit und wusste auch den Geist seiner Mannschaft durch den in den ernstesten Stunden bewahrten Humor wohltätig zu beeinflussen. Durch Tapferkeit und Geschicklichkeit erwies er sich als besondere Stütze seines Kompagniekommandanten. Während eines Kampfes, der die rechte Flanke sichern sollte, hielt er solange aus, bis er schwerverwundet zusammenbrach.

(Silb. Tapferkeitsmedaille 1. Klasse.)

Der Infanterist Ferdinand Strauss vom L. I. R. 3 hat als Gefechtsordonnanz in der vordersten Linie wiederholt die Deckung verlassen und kaltblütig jeden Befehl überbracht, obwohl er wusste, dass der Gegner ihn beim Verlassen der Deckung sofort unter Feuer nehmen würde.

(Silb. Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.)

Reserveinfanterist Julius Höllmüller vom L. I. R. 3 hat sich als Gefechtsordonnanz in vorderster Linie ausgezeichnet und ohne Zaudern alle Befehle überbracht, bis er, von einer Kugel getroffen, zusammenbrach.

(Silb. Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.)

Der Zugsführer Josef Werl vom L. I. R. 3 hat sich, in unmittelbarem Kontakte mit dem Feinde stehend, als Scharfschütze durch sein präzises Schiessen hervorgetan und dem Feinde bedeutende Verluste beigebracht. Auch in früheren Gefechten fiel er durch Tapferkeit und Unerschrockenheit auf.

(Silb. Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.)

Gefreiter Josef Nitsche und der Bataillonshornist Max Horny vom L. I. R. 15 vertrieben beim Stellungswechsel des zurückgebliebenen Detachements im heftigen feindlichen Artilleriefeuer eine im Rücken aufgetauchte starke Kosakenpatrouille und verhinderten so einen Überfall.

(Silb. Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.)

Korporal Josef Hanel und Korporal Alois Ertel, Infanterist Alois Schreiber, Infanterist Johann Adam und Infanterist Robert Klein vom L. I. R. 15 hielten anlässlich eines Stellungswechsels des Detachements mit der östlichen Seitenhut die Verbindung und verstärkten den Sturm auf abgesessene feindliche Kosaken, indem sie ungeachtet schwärmender gegnerischer Patrouillen den Feind mutig verfolgten.

(Silb. Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.)

Der Zugsführer Otto Gokorsch und Josef Martinek vom L. I. R. 15 stürmten während eines auf die östliche Seitenhut vom Gegner aus einem Walde unternommenen Angriffes, in dessen linke Flanke und waren die ersten, die beim Feinde mit dem Bajonett eindrangen, ihre Kameraden zum Nahkampf aneiferten und den Gegner schliesslich unter grossen Verlusten in die Flucht schlugen.

Zugsführer Martinek erhielt die Silb. Tapf. Med. 1. Klasse, und Zugsführer Gokorsch Silb. Tapf. Med. 2. Klasse.

Ulane Kopera.

Der Train des Ulanenregiments Nr. 2 rastete bei dem Meierhofe Prusinowice, um dann zu dem weiter vorne befindlichen Regiment zu fahren. Da erfuhr der in Sikuczin befindliche Proviantoffizier, dass sich in der Nähe der Marschlinie, welche die Trainkolonne einschlagen musste, russische Abteilungen herumtrieben, so dass für den ahnungslos daherfahrenden Regimentstrain die Gefahr bestand, abgefangen zu werden, falls er nicht vorher gewarnt werden konnte. Der Proviantoffizier entsandte daher den bei ihm kommandierten Ulanen Anton Kopera mit dem dringenden Auftrage nach dem Meierhofe Prusinowice, dem dort befindlichen Train über die Situation aufzuklären und ihn anzuweisen, einen anderen Weg zum Regimente einzuschlagen, um nicht in die Hände der Russen zu fallen. Im scharfen Trabe ritt Kopera seinen Ziele zu. Der Abend brach herein, es herrschte schon vollkommene Dunkelheit, als er gegen 9 Uhr das Geräusch einer herannahenden Kolonne hörte. Vielleicht war es der gesuchte Regimentstrain, aber es konnte auch der Feind sein. Da es stockfinster war, musste Kopera ganz nahe an die Truppe heranreiten, um sich zu überzeugen, mit wem er es zu tun habe. Auf die Gefahr hin, gleich in Feindeshand zu fallen, rief er die Kolonne an, die im sofort mit einem lebhaften Feuer antwortete. Eines der Geschosse drang in den Packtornister seines Pferdes, eines durchbohrte den Mantel des Ulanen und eine andere Kugel blieb in der Patronentasche stecken; wie durch ein Wunder blieb, Kopera selbst, der schleunigst über den Strassengraben setzend, in den Wald gallopierte, unverletzt. Dort band er sein Pferd an einen Baum und schlich sich vorsichtig nochmals an die als feindlich gehaltene Kolonne heran. Sein Kommen wurde aber wieder gehört und Kopera erhielt abermals Feuer. Nachdem es ihm endlich gelungen war, herauszufinden, dass es eine eigene Trainabteilung sei, gab er sich als österr.-ung. Ulane zu erkennen und machte sich dann wieder auf den Weg, um seinen Auftrag auszuführen. Er fand auch trotz aller Schwierigkeiten den Regimentstrain und dirigierte ihn rechtzeitig auf eine andere Marschlinie, so dass, dank der Kaltblütigkeit des Ulanen, die Wagen, ohne vom Feinde belästigt

zu werden, rechtzeitig zum Regimente stossen konnten.

Ulane Kopera erhielt die Silb. Tapferkeitsmedaille II. Klasse.

Feldwebel Lakos.

Der Ersatzreservist Georg Lakos war mit dem Infanterieregimente Nr. 37 ins Feld gezogen. Soldat mit Leib und Seele, hat er durch seine Tapferkeit die Aufmerksamkeit schon bei den ersten Gefechten auf sich gelenkt. Von den schweren Kämpfen bei Rohatyn angefangen hatte er in allen guten und bösen Tage des Regimentes seinen Mann gestellt, bis er am 8. September bei Komarno verwundet wurde. Lange litt es ihm nicht im Spitale. Notdürftig genesen, machte er sich allein auf die Reise, um seinen Truppenkörper zu suchen. Da er sein Bataillon nicht gleich fand, schloss er sich vorläufig dem Honvédinfanterieregimente Nr. 4 an und kämfte mit diesem. Bei den Gefechten zwischen Sambor und Lisko wurde er am 17. Oktober abermals verwundet. Anfangs Jänner sehen wir den, mittlerweile zum Feldwebel vorgerückten Ersatzreservisten wieder bei seinem Regimente in der Kampffront. Asbald fand sich auch Gelegenheit, wo er seine Kühnheit abermals zeigen konnte. Die Russen lagen auf ungefähr 300 Schritte eingegraben vor der eigenen Verteidigungsfront. Eingebrachte Gefangene sagten eines abends aus, dass schon sehr viele unter ihnen des Kampfes müde seien und nur auf die Gelegenheit warteten, sich zu ergeben. Am nächsten Tage herrschte bei den Russen eine auffallende Ruhe. Sie schossen nicht und schienen zu feiern. Es war eine verlockende Einladung zum Russenfang. Feldwebel Lakos meldete sich freiwillig zu dem Versuche, den Gegner zur Waffenstreckung zu überreden. Mit Zigaretten, Speck und sonstigen Lockmitteln beladen, begab er sich ganz allein und vollkommen bewaffnet mit der grössten Seelenruhe in die russische Stellung, verteilte dort die Sachen und versuchte die Leute zum Herüberkommen zu überreden.

Durch die dort anwesenden Unteroffiziere zurückgehalten, schien der grösste Teil der Russen nicht geneigt, dieser Einladung Folge zu leisten. Ja man forderte sogar Lakos auf, sich zu ergeben. Sein entschiedenes und schneidiges Auftreten imponierte ihnen aber doch derart, dass er schliesslich mit einer Gruppe von 10 Gefangenen unangefochten zur eigenen Stellung zurückkehren konnte. Man wartete nun eine Weile, ob das Beispiel der 10 ersten Russen Nachahmung finden werde. Doch es rührte sich nichts. Nun ging Feldwebel Lakos nochmals in die Eeindesstellung und kehrte abermals mit einer kleinen Abteilung Gefangener zurück. Er wiederholte seinen Gang noch mehrmals an diesem Tage, so dass am Abend 120 von Lakos allein eingebrachte Russen als Kriegsgefangene nach rückwärts geschickt werden konnten.

Den grössten Dienst leistete aber dieser brave Unteroffizier seinem Regimente einige Tage später.

Am Abend des 25. Jänner hatten die Russen die Stellungen der 37-er bei Felsöhines angegriffen und stürmten, vom Tale herausbrechend gegen Flanke und Rücken des Regiments vor. Schon hatte eine Abteilung die Stellungen erreicht, als Lakos die ihm zunächst befindlichen 6 Leute zusammenraffte und wie ein Ungewitter den Russen entgegenstürmt. Mit Kolben und Bajonett wüten die Ungarn in den Reihen der verblüfften Feinde. Was nicht niedergeschlagen am Boden liegen bleibt, weicht zurück, verfolgt von einem vernichtenden Feuer der kleinen Abteilung des Feldwebels Lakos. Noch einmal richtet sich der Ansturm des Feindes gegen diesen gefährlichen Punkt. Aber Lakos weicht auch dann nicht, als die Russen zwei Maschinengewehre gegen ihn in Stellung brachten; mit Gewehr und Bajonett hielt er den bedrohten Posten und schützte so Flanke und Rücken seines Regiments.

Feldwebel Lakos erhielt die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Bochnias Wiederbelebung.

Die Unterstützung der Militärbehörden.

(Spezialbericht der „Korrespondenz").

Bochnia, 24. April.

Die durch den Krieg und den 19 Tage andauernden Aufenthalt der Russen vernichtete Stadt Bochnia, fängt nun an, dank den richtig getroffenen Massnahmen und anerkennungswerten Bestrebungen der Bezirkshauptmannschaft und des Bürgermeisters, bei äusserst erfolgreicher Mitwirkung der Militärbehörden, langsam zu sich zu kommen. Die Landleute und die Einwohner kehren nach und nach in ihr Heim zurück und das Leben gestaltet sich allmählich normal.

Es muss dabei die erfolgreiche Tätigkeit des Militärs besonders hervorgehoben werden, die auf der Höhe des Gemeinsgefühls gestanden ist. Dafür werden ihm auch seitens der Bevölkerung grosse Dankbarheit und volles Vertrauen entgegenbracht.

Die Etappenstation (Leiter Oblt. Karminski) beschäftigt einige hundert Bauern bei der Wiederherstellung der Wege, bei der Reinigung der, von den Russen unglaublich verunreinigten Häuser und öffentlichen Plätze, besonders bei der musterhaften Ordnung der Militärfriedhöfe in den benachbarten Dörfern.

Das grösste Vertrauen bringt die Bevölkerung den Militärärzten entgegen, welche ihr selbstlos Hilfe leisten, indem sie ihr Arzneien aus den Feldpostapothecken zur Verfügung stellen und oft schwierige Operationen unternehmen, wobei sie sie wochenlang in den Militärspitälern pflegen und ernähren (Stabsarzt Anton Meller und Oberarzt Jacob Wesco).

Am stärksten wird aber in der Erinnerung der Zivilbevölkerung, besonders aber der Bauern, Oblt. Filip Nauss, Trainkommandant, verbleiben. Dieser äusserst höfliche Offizier, stets mit einem freundlichen Lächeln, wird den ganzen Tag von den Bauern, welche um die Hilfe bei den Feldarbeiten ersuchen, fast belagert. Niemandem sagt er ab, für jeden, der sich beklagt findet, er ein Trostwort und oft, wenn ein Bauernweib, dessen Mann im Felde steht, um Beistellung der Vorspannung bittet, wird ihr sogar ein Soldat zur Mithilfe bestimmt. Demzufolge natürlich mehrt sich die Zahl der Ersucher fast jeden Zag, und die Hilte des Militärs wird auch jeden Tag grösser und umfangreicher.

Die Minenwerfer.

Heute gegen Abend Schiessen die grossen Minenwerfer. Das ist ein Schauspiel, das man nicht versäumen darf, denn die unscheinbaren kleinen Dinger, die „Minenhunde", wie unsere Leute sie nennen, werden nur eingesetzt, wenn es sich wirklich lohnt: gegen Geschütze und Maschinengewehre in der feindlichen Stellung oder gegen irgend ein verdächtiges Bauwerk, das sich von der einförmigen braunen Linie der gegnerischen Gräben abhebt, eine Flankierungsanlage, ein Minenvorhaus oder dergleichen.

Die Minenwerfer sind erst mit diesem Kriege in die Erscheinung getreten. Sie existieren freilich schon seit ein paar Jahren, wurden jedoch streng geheim gehalten. In erster Linie waren sie für den Kampf um Festungen gedacht. Allein bei dem jetzigen Stellungskriege, wo alle Grenzen und Unterscheidungen zwischen Feld- und Festungskrieg verwischt sind, müssen sie gegen Schützengräben und Feldwerke Dienste leisten. Sie sollen vor allem dort die feindlichen Stellungen zerstören, wo sich die beiderfestigen Linien soweit einander genähert haben, das Artillerie nicht schiessen kann, ohne die eigene Infanterie zu gefährden.

Die Minenwerfer schiessen von der vorderen Linie aus. Es sind kleine, eigentlich winzig kleine, unscheinbare Dinger, die eine riesige Sprengladung durch die Luft werfen. Das Geschoss ist grösser als das Geschütz. Wenn sie geladen sind, schaut aus dem breiten, plumpen Maul der spitze Kopf der Mine neugerig heraus. Ein grotesker Anblick, wie der einer Schlange, die eine allzu grosse Beute nicht völlig würgen kann.

Auch die Russen haben Minenwerfer. Allein sie haben uns bisher nicht allzu weh getan. Es scheint, das die ihren den unseren erbeblich an Präzision und Wirkung nachstehen, wenn wir leider auch die Wirknng der unsrigen nur in wenigen Fällen mit Sicherheit feststellen können. Aber sie müssen den Russen doch unangenehm genug werden; den kaum sind die ersten Minen geflogen, so beginnt die französische Artillerie eine wütende Kanonade auf der Suche nach dem Standort der Minenwerfer.

Heimlichkeit und Unsichtbarkeit, die Trumpf sind in diese Kriege, bilden daher auch für ein erfolgreiches Schiessen der Minenwerfer die Vorbedingung zum Erfolg. Im Schutze der Nacht werden sie in die Stellung gefahren. Der Aufstellungsort wird mit aller Sorgfalt ausgesucht. Kein Aufwurf über den gleichmässigen Höhe der Grabenwälle darf verraten, dass hier etwas Besonderes loss ist. In dem Gewirr der Schützen-, Lauf- und Verbindungsgräben findet sich leicht ein solcher Platz.

Dann wird der Minenwerfer eingegraben und gebettet. Arbeiten, die besondere Sorgfalt erfordern; denn von der Festigkeit der Bettung hängt die Genauigkeit des Schiessens ab. Bei Tage wird der Minenwerfer gerichtet und eingestellt. Die Erhöhung wird berechnet. Womöglich gleich der erste Schuss muss sitzen. Für ein langwieriges einschiessen ist die Munition zu kostbar.

Am Nachmittage ist alles fertig. Der Minenwerfer und die langen strohgeflochtenen Körbe, in denen die Munition steckt, sind forgfältig überdeckt, damit kein vorwitziger Flieger sie erblicken und verraten kann. Daneben ist ein fester Unterstand gebaut, von dem aus der Mörser abgefeuert wird. Gleichzeitig dient er den Mannschaften als Unterschlupf gegen feindliches Artilleriefeuer.

Der Führer überprüft an Hand der Tabellen nochmals alle Zahlen. Dann geht er nach vorne. Wir lehnen nebeneinander und warten. Es ist noch zu früh. Die Minenwerfer sollen erst schiessen, wenn es noch hell genug zum Beobachten ist und so hell, dass der Feind kein Mündungsfeuer sieht, aber anderseits auch die Nacht so nahe, dass unter ihrem Schutze die Minenwerfer-Abteilung sich nach erfüllter Aufgabe wieder zurückziehen kann.

Drüben menagieren sie gerade. Der Rauch steigt allenthalben in sich kräuselnden grauen und blauen Wölkchen über den Gräben auf. Am Himmel steht ein gelber Streifen. Hinter der Nebelwand ist die Sonne gesunken. Jetzt. Nebenan im Unterstand liegt ein Mann mit dem Fernsprecher in der Hand. „Minenwerfer Achtung!" Und nach Sekundenfrist: „Minenwerfer Feuer!"

Man hat keinen Abschuss gehört. Hoch über unsere Köpfe aber zieht ein riesiges Geschoss. Ganz langsam fliegt es und stampft und schlingert wie ein Schiff bei schwerer See. Jetzt hat es den Zenit seiner Flugbahn erreicht. Nun gleitet es abwärts, schneller und schneller, dem Auge kaum mehr sichtbar. — Da sieht man es wieder, wie es in den Boden fährt. Einen Augenblick scheint es, als hätte die Erde es geschluckt. Dann hat der Zeitzünder gezündet. Eine schlanke Rauchfontäne steigt himmelhoch, breitet sich ans, steht wie ein Berg, wie eine Wolkenwand.

Ich starre offen, weit über die Brustwehr gelehnt, auf das Schauspiel. Alle Gefahr ist vergessen, alle Sinne sind gebannt. Mit einem Male kreischt es in den Ohren wirbelt im Hirn. Ein polternder Hufschlag wie von tausenden von Rossen, ein pfeifender Luftzug wie von hunderten von Automobilen. Und polternd und prasselnd schlägt die gewaltige aufgewühlte Masse wieder zu Boden. Unwillkürlich ducke ich mich und neben mir sausen einzelne Sprengstücke der Mine in unseren eigenen Graben.

Als der zweite Schuss in den feindlichen Graben ging, begannen Feldkanonen und Rimeilhos das Feuer. Aber ihre Granaten irrten weit an der Stellung der Minenwerfer vorbei, die Schuss auf Schuss die feindliche Erdwehr zerstören.

Das Wiedersehen.

Das Erlebnis einer Minute.

Die Mittagssonne sprüht und flimmert und taucht die eiligen Menschen und die bunten Strassen in ihren goldenen Strahlenmantel. Man schaut das erste, zaghafte Grün an den Bäumen. Obgleich es noch schmächtig und unscheinbar ist, beherrscht es die Strasse. Jeder geniesst es, und jeder freut sich dieses Frühlings, der immer wieder durch Wettertücke verdrängt wurde, und der nun doch den Sieg errang gegen Regen, Schnee und Sturm. Die grünen Knospen sind der Beweis, sind die Früchte dieses Sieges. Sie können uns nicht mehr geraubt werden.

Die Zeiger der Uhr haben sich zu einer Einheit verschmolzen. Wie ein dicker, schwarzer Pfeil ziehen sie sich über das Zifferblatt, kerzengerade in die Höhe. Zwölf Uhr — Tischzeit, Mittagsruhe..

Der Personaleingang des Warenhauses öffnet sich. mechanische Türflügel klappen auseinander.

Da fliegt im gleichen Moment eine junge Gestalt aus der gähnenden Oeffnung zwischen all die hastenden Menschen. Dicht vor mir kreuzt sie den Weg. Wie ein fliegender Ball schiesst sie vorüber. Ich werde aufmerksam, sehe ihr nach. Sehe. wie ein Leutnant in Feldgrau auf sie zutritt. Ein untersetzter, breiter, lachender, rotbackiger Mensch, stolz und freudig, und doch ein wenig hilflos und verlegen. Das Eiserne Kreuz auf seiner Brust zittert, als würde es durch die Schläge seines Herzens in Bewegung gesetzt. Dicht gegenüber stehen sich beide. Er grüsst. Eine Glutwelle schiesst in ihr Gesicht. Da finden sich ihre Hände, ihr Mund. Im nächsten Augenblick reihen sich beide, Arm in Arm, in den Menschenstrom. Sie haben sich wieder. Nach neun Monaten. Keiner hat ein Wort dabei gesprochen. Vor dem Eingang steht noch eine andere. Sie ist die einzige, die das Geheimnis dieser Liebe teilt. Sie ist die einzige — ausser mir —, die dieses Wiedersehen beobachtet hat. Rot ist sie dabei geworden wie ich. Und ihre lachenden Augen, in denen so etwas wie mütter-

liche Güte schimmert, bahnen sich einen Weg durch den brandenden Trubel und weisen auf die beiden, die nur noch hie und da aus dem Menschenmeer auftauchen, als wollten sie sagen: „Seht — das ist Glück..."

Die Zeuger der Uhr haben sich wieder um 60 Sekunden voreinander getrennt. Eine einzige Minute ist vergangen. Ein Traum, den zwei Menschen neun Monate hindurch geträumt, ist Wirklichkeit geworden.

CHRONIK.

Die Anfänge des Unterseebootes. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hat der Italiener Roberto Valturio die Skizze eines zylindrischen Schiffes entworfen, das nach dem Begleittext auch unter Wasser fahren könne. Das Kupferstichkabinett in Berlin besitzt einen frühen, äusserst seltenen Druck dieses wichtigen kriegstechnischen Werkes. Ebenso ist diese Zeichnung in die deutsche Ausgabe des Vegetius, des bedeutendsten Kriegsschriftstellers aus der römischen Kaiserzeit, geraten. Ernster einzuschätzen sind die Versuche, die ein gewisser Cornelius Drebbel im Jahre 1624 mit einem Tauchboote, das von zwölf Rudern bewegt wurde, auf der Themse unternommen hat. Ein Menschenalter später hat ein Franzose in Rotterdam ein ähnliches Experiment gewagt, und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts gibt Papin, der Erfinder des Dampfkochtopfes, die sorgfältige Beschreibung eines von ihm konstruierten Unterseebootes. Wirklich praktische Erfolge hat dann im Ausgang des achtzehntes Jahrhunderts Robert Fulton, der als der eigentliche Erfinder des Unterseebootes gilt, auf der Seine erzielt. Es gelang ihm, in einer Tiefe von acht Meter vier Stunden unter Wasser zu bleiben. Wieder ein halbes Jahrhundert später, im amerikantschen Bürgerkriege, hat sich das Unterseeboot „David" durch die Torpedierung eines feindlichen Schiffes Ruhm erworben.

Der preussische Militarismus, den unsere Feinde so sehr hassen, ist ein Werk Friedrich Wilhelms I. Hatten die Herrscher vor ihm von „Zivil- und Militär-Bedienten" gesprochen, so gab Friedrich Wilhelm 1713 in seinem Rangreglement der Auffassung Ausdruck, dass die Militärs die erste Stelle im Staate einzunehmen hätten. Dr. Georg Schuster weist in seinem trefflichen Werk „Aus der Geschichte der Hohenzollern" darauf hin, dass seit diesem Jahre die Wirklichen Geheimen Räte, die bisher den Generalen vorangegangen waren, hinter die Generalleutnants gestellt wurden. Das ganze Leben in Preussen erhielt einen militärischen Charakter. Das Amt, das früher als ein nutzbarer Besitz, als ein Recht angesehen wurde, stellte der König unter dem Begriff der Pflicht, und mit rücksichtsloser Härte rottete er jeden Schlendrian, jede Bequemlichkeit aus. Der Militarismus, der auf dem Paradeplatz am Potsdamer Stadtschloss geboren wurde und der bald alle Zweige der Staatsverwaltung durchdrang, ist die Kraft, die Preussen und Deutschland gross gemacht hat. Naturgemäss hat er dadurch aber auch den allgemeinen Hass der halben Welt grossgezogen, die einen solchen Militarismus nicht besitzt, sondern den Schlendrian für Freiheit ausgibt; gerade den Militarismus im schlimmen Sinne haben unsere Feinde. Frankreich hat seine Kulturaufgabe zugunsten der militärischen Rüstungen stets vernachlässigt; Belgien ist das klassische Land der Analphabeten; England hat seinen Besitz seit Jahrhunderten mit Heeresgewalt zusammengeschweisst, und von Russland ist überpaupt nicht zu reden. Es ist der grösste Schlächter seiner Untertanen und kennt keine erziehlichen Aufgaben und keine Kultur.

Wilde Völker wurden bereits früher von den Engländern im Kriege gegen Kulturstaaten verwendet, so im Nordamerikanischen Freiheitskriege die Indianer, die 1777 dem englischen General Bourgoyne ein ansehnliches Hilfskorps stellen. Die englische Regierung sprach schon damals die Meinung aus, dass eine gelinde Kriegführung eine Grausamkeit und Grausamkeit im einzelnen Milde gegen das Ganze sei, und Bourgoyne erklärt: „Ich brauche nur den Indianern die Zügel schiessen zu lassen, um die Feinde Grossbritanniens zu bezähmen!" Diese englischen „Kosaken" vergriffen sich mit besonderer Vorliebe an Wehrlosen. So skalpierten und verstümmelten sie z. B. die schöne Miss Maccrea, die sie mit vielen anderen Frauen in einen Wald geschleppt hatten. Der Hass der Amerikaner und ihre Kampfbegier wurde natürlich durch solche Heldentaten, die auf Wunsch der Engländer vollführt wurden, erheblich gesteigert, und als der englische General am 7. Oktober 1777 besiegt wurde, passierte ihm noch dazu das Unglück, dass seine wilden Freunde sämtlich von ihm abfielen und das Weite suchten. Bourgoyne wurde schliesslich sogar gefangengenommen. Seitdem nahm der Freiheitskrieg für die Nordamerikaner eine glückliche Wendung. und Frankreich trat auf ihre Seite. So wurde durch die Hilfe, die an sich schon die Schwäche der Engländer bezeugte, die Schwächung Englands bewirkt.

Die Venus mit der Trikolore. Der bedeutendste Astronom Frankreichs, Camille Flammarion, der das Observatorium von Juvisy leitet, ist mit Briefen bestürmt worden, deren Schreiber versicherten, sie hätten am Himmel einen Stern flammen gesehen, der deutlich und untrügbar in den Farben der Trikolore Frankreich schimmerte! Da gar so viele und untereinander unbekannte Menschen der dreifarbigen Stern gesehen haben wollten und auch Zeugen beibrachten, konnte Flammarion füglich nicht mehr recht an eine Sinnestäuschung glauben, und so ging er dem Phänomen herzhaft und wissenschaftlich zu Leibe. Und er fand, was er suchte. Venus selbst, in ihrer doppelten Eigenschaft als Abend- und als Morgenstern, war es, die den Franzosen vorgetäuscht hatte, das ihnen am Himmel die Siegesfackel angezündet worden sei. Und wie war diese dreifarbige Sinnestäuschung zustande gekommen? Aber auf die Gefahr hin, seinen Landsleuten als ein schlechter Patriot zu gelten, war Flammarion als Wissenschafter gezwungen, sie zu ernüchtern, indem er ihnen sagte, was jedermann im übrigen leicht selbst erproben kann. Blickt man nämlich zur Venus, wenn sie recht klar schimmert, mittels eines Opernglases empor, so verwandeln die gegen den Horizont zu sich verflüchtenden atmosphärischen Verdunstungen die besonders klar schimmernden Sterne in wahrhaftige kleine Spektren, die vom Rot ins Blau übergehen. Sind nun die Linsen dieser Operngläser nicht scharf achromatisch, das heisst farblos, so zersetzt sich das Licht eines Sternes von der Art der Venus in lauter Spektralfarben, die eine lebhafte Phantasie ohne grosse Schwierigkeiten als die der französischen Trikolore — blau, weiss, rot — zu erkennen vermag. — Auch noch ein zweiter französischer Astronom, nämlich Abbé Th. Morex von der Sternwarte zu Bourges, räumt mit einigen irrigen Behauptungen auf, die auch etwas wunderbares am Himmel entdeckt haben wollten. Noch nie will man in Frankreich den Mond mit so vielen einfachen und Doppelmonden und Kreutzen geschmückt gesehen haben wie in diesen Kriegsmonaten. Sieg schreien die einen, Wirkungen der Pulverwolken und des Gegendruckes der Geschützentladungen die anderen. Nichts von beiden, so klärt der Weise die Begeisterten und die Ueberklugen auf. Der Mond hat diese Erscheinungen seit dem grauen Altertum gezeigt, und sie haben nichts mit Krieg und Geschützfeuer zu tun. Die vielfachen Höse und den Mond sind die Folge von atmosphärischen Niederschlägen, die namentlich im Frühjahr vom nördlichen Atlantischen Ozean zu uns herüberkommen. Und die Kreuze sind einfache Lichtbrechungen auf den sich gegenüberstehenden Linsen der Fernrohre, die erzeugt werden, wenn diese während die Beobachtung des Mondes durch ihre Schwere langsam aus ihrer Richtung sinken.

Humor.

Angenehme Nachbarn.

„Die Hauptsache ist, liebe Frau, dass ich ruhig arbeiten kann, und nicht durch Musizieren gestört werde!"

„Dann mieten Sie nur getrost das Zimmer. Die jungen Leute im Hause sind alle des Nachts beschäftigt und schlafem am Tage. Musizieren tun die nicht. Das sind alles Musiker!"

Russische Ehrenschuld.

In W. bat ein russischer Kriegsgefangener dringend um Überführung in ein anderes Gefangenlager.

„Gestern bei der Ankunft," sagte er, „hab' ich gesehen, mein Landsmann ist schon da, und jetzt hab' ich kein Geld für ihn!"

„Tut nichts", sagte man ihm, „er braucht keines!"

„Es ist aber eine Ehrenschuld", entgegnete der Russe, „wie haben gewettet, wer später gefangen wird, zahlt den anderen drei Rubel!"

Reuter und Wolff.

Reuter hat kabeln gekonnt:
„Der Zar geht zur Front".
Doch Wolff kommt jetzt mit dem Wahren:
„Die Front eilt zum Zaren".

Aus einem Feldbriefe.

„...Liebe Frau! Hier im Felde weiss man es erst zu schätzen. dass man verheiratet ist. Denn alle meine ledigen Kameraden sind jedesmal schwer verwundet, wenn sie versuchen, sich selbst ihre Hosenknöpfe anzunähen..."

Verantwortlicher Redakteur:
SIEGMUND ROSNER.

Verlag der „Korrespondenz" Krakau, Sławkowskagasse 29. Druck „Sztuka", Sobieskigasse 16.